



Es gibt keinen Plan(eten) B: Elbphilharmoniker mit Alan Gilbert (dritter von links)

IM KONZERT ANGEKOMMEN: DIE KLIMAMORAL

*Maja Anter über Orchestermusiker,
Dirigenten und Kulturmanager, die den
Klimawandel ernst nehmen und handeln.*

#LISTENUP



#LISTENUP

WO
TER

THERE IS
NO PLANET
B

Auf die besten Ideen kommen Musiker in der Natur. Beethoven oder Mahler ging es so. Und auch Markus Bruggaier, Hornist der Berliner Staatskapelle, ist hier keine Ausnahme. Sein Leben als musizierender Umweltschützer begann 2009, im Jahr der 15. UN-Klimakonferenz. Als in Kopenhagen 20 000 Teilnehmer 40 000 Tonnen Kohlendioxid (CO₂) in die Atmosphäre schickten, um am Ende festzustellen, wie schlecht es der Erde ging. Bruggaier wählte einen anderen Weg. Im Wald, beim Wandern mit Kollegen, fasste er einen Entschluss: »Lasst uns mal etwas Konkretes tun.«

Und was tun Orchestermusiker, wenn sie ganz konkret das Klima verbessern wollen? Sich auf das besinnen, was sie sonst auch machen: gemeinsam und über alle Dissonanzen hinweg ihr Bestes geben, mit Tönen aufrütteln.

Die bange Frage: »Wie lange haben wir noch?«

Also nahmen die musizierenden Wanderer einen fünfstelligen Geldbetrag aus der eigenen Tasche, gründeten die Stiftung »Natur-Ton« und organisierten Benefizkonzerte, mit deren Erlös neue Bäume gepflanzt werden sollten. Den Rest der Staatskapelle holten die Stifter dafür mit ins Boot: »Wir haben darüber abgestimmt, dass wir jedes Jahr gratis ein Konzert außerhalb des Dienstplans geben«, sagt Markus Bruggaier, der im Rückblick staunt, wie einig sich damals alle waren. Vielleicht habe niemand wirklich geahnt, was das bedeutete. Neben dem vollen Dienstplan mussten Konzertprogramme entworfen, Solisten und Sponsoren gewonnen, Tickets verkauft, Aufführungsrechte erworben, Noten organisiert, neue Bühnen und jene Orte auf der Welt gefunden werden, wo grüne Lungen am nötigsten sind. Ganz bewusst wollten die Musiker, die sich zu einem »Orchester des Wandels« zusammenschlossen, alles selbst in die Hand nehmen: »Neben der Umsetzung von nach-

haltigen Projekten war uns sehr wichtig, künstlerisch eigenständig zu sein, gerade in einem hierarchischen Haus, wie es unsere Staatsoper Unter den Linden nun einmal ist. Wir haben dann viel experimentiert und geschaut, was man Interessantes und Neues machen kann. Und wir haben das letztlich alles komplett selbst finanziert.«

So entstand im indischen Sikkim ein Wald, der vielen vom Aussterben bedrohten Tier- und Pflanzenarten wieder ein Zuhause gibt. Im Makira-Naturpark von Madagaskar begannen auf 100 Hektar 200 000 Bäume zu wachsen, die »nicht einfach nur gepflanzt werden«, erklärt Markus Bruggaier, »sondern auch die Menschen vor Ort einbinden«. Und weil zu den 30 verschiedenen Baumarten Eben- und Palisanderhölzer gehören, die für den Bau von Streichinstrumenten verwendet werden, gründeten die Natur-Töner zu deren besonderem Schutz gemeinsam mit Geigen- und Bogenbauern einen Verein namens »Eben!Holz«. Denn die Zeit drängt: »Als wir vor zehn Jahren anfangen, hatte ich ein Buch über Madagaskar in der Hand, das war von 1990. Da schrieb Helmut Kohl im Vorwort, wie erschreckend es sei, dass schon zehn Prozent der Urwälder abgeholzt worden sind. Heute gibt es nur noch zehn Prozent des Urwaldes. Ein großer Teil von Madagaskar ist inzwischen Wüste, eine Mondlandschaft, wo nichts mehr wächst. Helmut Kohl hat damals, wie alle anderen, nichts dagegen unternommen.«

Die immer rascher wachsenden Mondlandschaften liegen für viele Menschen in viel zu weiter Ferne. Dabei konnte man die Folgen des Klimawandels auch hierzulande schon spüren. Zum Beispiel bei den letzten Open-Air-Konzerten der Berliner Staatskapelle, als mit der Hitze die Sorge stieg, die Besucher könnten reihenweise kollabieren. Bruggaier zieht in Zeiten der Pandemie naheliegende Parallelen: »Ich fürchte, das ist mit der Reaktion auf das Coronavirus vergleichbar. Das schien zunächst auch ein Problem in

der Ferne zu sein. Bis in Italien die Leute auf den Krankenhausfluren starben.«

Mittlerweile sind die Musiker mit anderen Abteilungen ihres Hauses im Gespräch darüber, wie ihr Berliner Opern- und Konzertbetrieb noch klimafreundlicher werden könnte. Sie machen Vorschläge zum Kantinenessen, zum Stromverbrauch, zur Anreise des Publikums – und zur Reiseplanung: »Für ein Orchester wie die Staatskapelle Berlin ist es natürlich wichtig, international präsent zu sein. Dabei muss man aber genau überlegen, welche Konzerte wirklich nötig sind, wenn man dafür einmal um die Welt fliegen müsste. Und innerhalb Deutschlands kann man sehr gut auf den Zug umsteigen.«

Auf die höchst beklagenswerte Lage der Erde versucht das Orchester des Wandels jedoch vor allem mit Tönen aufmerksam zu machen. »Dies Irae« hieß das jüngste Klimakonzert im Mai 2019, bei dem die aus Moldawien stammende Geigerin Patricia Kopatchinskaja zugunsten der Auenwälder in ihrem Heimatland spielte und für eine Natur, die auf der ganzen Welt in Gefahr ist. Endzeitklängen aus verschiedenen Epochen gab sie dramatische Worte mit auf den Weg: »Unsere Zeit steht vor der nie gekannten Bedrohung der globalen Erwärmung. Viele – und viele Mächtige – wollen sie nicht wahrhaben.« Und ihre bange Frage lautete schließlich: »Wie lange haben wir noch?«

Im Moment denkt jeder: »Wir wollen etwas tun!«

Ein Orchester entfaltet seine größte Wirkung auf der Bühne. Das bewiesen im November letzten Jahres ebenso eindrucksvoll die Musiker der Elbphilharmonie in Hamburg. Wie Fridays-for-Future-Demonstranten versammelten sie sich gemeinsam mit ihrem Chef Alan Gilbert auf dem Dach des Konzerthauses und hielten den im Hafen einlaufenden Schiffen Transparente entgegen, auf denen in großen Lettern Sätze standen wie



»There is no planet B«. Später, im Konzertsaal, präsentierte das Orchester dem buntgemischten und staunenden Publikum, das die Karten per Los gewonnen hatte, Vivaldis »Vier Jahreszeiten« in einer klimaverwandelten Version. Ein Computerprogramm hatte die Noten so subtrahiert und addiert, dass Vogel- und Insektensterben, Extremwetter und Temperaturschwankungen darin hörbar wurden.

»For seasons«, Für Jahreszeiten, nannten die in diesem Fall ehrenamtlich musizierenden Umweltschützer ihr klingendes Statement, mit dem sie gleichzeitig Besserung in eigener Sache gelobten. Von der Konzertreise bis zum Programmheft stehe nun alles auf dem Prüfstand, was bei der Arbeit mit den Tönen dem Klima

schade. »Im Moment trägt jeder von uns dieses starke Gefühl in sich: Wir wollen etwas tun!«, erklärte Alan Gilbert im Interview mit der *Zeit*. »Ich selbst versuche meinen Zeitplan neu zu gestalten. Nicht mehr so viel zu fliegen, mehr in der Nähe meiner Familie zu arbeiten. Mit so einem Konzert und einer solchen öffentlichen Erklärung versuchen wir als Orchester auch, Druck auf uns selbst auszuüben.« Der Dirigent und seine Musiker reagieren damit auf ein klimamoralisches Beben, das im Klassikbetrieb seit kurzem immer mehr zu spüren ist – und das sich in Corona-Zeiten wohl noch verstärken wird. So verkündete jüngst im *Deutschlandfunk* Gilberts Kollege Vladimir Jurowski, der als Chefdirigent des London Philharmonic Orchestra, des Rundfunk-Sinfonieor-

*Leander Hotakis Erweckungserlebnis:
Verdorrtes Sonnenblumenfeld*

chesters Berlin, des Swetlanow-Sinfonieorchesters in Moskau und als Leiter des Glyndebourne-Opernfestivals regelmäßig zwischen vier weit voneinander entfernten Städten unterwegs ist, in Zukunft möglichst auf das Fliegen verzichten zu wollen. Denn »so wie wir mit der Natur verfahren, werden wir sie bald nur in Oratorien von Haydn oder anderen Musikwerken wiederfinden«, befürchtet der Bahn-Fan mit dem Taktstock im Gepäck. Er wäre im schwedischen Helsingborg sehr willkommen, wo man neuerdings weder das eigene Orchester noch die eingeladenen Künstler mehr im Flugzeug reisen lassen will.

Frage an die Künstler: »Wie reist ihr an?«

Aus einem Touring-Karussell, das sich rund um den Erdball im Takt des Klimawandels schneller und schneller zu drehen scheint, wollen inzwischen immer mehr fliegende Musikanten aussteigen. »Vielleicht sollte es Konzertreihen geben, die wie Produkte im Supermarkt das Label ›aus der Region‹ tragen. Dazu könnte man dann Musiker einladen, deren Anfahrt nicht weiter als 500 Kilometer ist«, schlug die Cellistin Tanja Tetzlaff im *Bayerischen Rundfunk* vor und sprach damit vermutlich auch Leander Hotaki aus der Seele. Der Leiter der Freiburger Albert- und der Nürnberger Hörtnagel-Konzerte gilt als ein Pionier in der Welt der hochkarätig besetzten umweltfreundlichen Programme. »Wenn ich neue Projekte plane, dann versuche ich, CO₂-Emissionen zu reduzieren, indem ich die Künstler gleich frage: ›Wie reist ihr an?‹ Das ist für mich zunehmend ein Buchungskriterium«, erklärt Hotaki. Trotz der vielen Schwierigkeiten, mit denen er in Zeiten der Pandemie als Veranstalter zu kämpfen hat, hält er den richtigen Zeitpunkt für ein allgemeines Umdenken für gekommen: »Die Zerstörung der Ozonschicht und Corona haben eines gemeinsam: Sie sind beide unsichtbar, auch

wenn die Auswirkungen des Virus für uns jetzt sehr viel konkreter spürbar sind. Der Klimawandel wird jedoch über die Zukunft unseres Planeten entscheidend mitbestimmen. Nach Corona wird man sich die Frage stellen müssen, ob unsere vermeintlich wunderbar globalisierte Welt so aufrechterhalten werden kann wie bisher. Deshalb müssen wir unseren ganzen Betrieb neu überdenken. Wenn die Menschheit danach weitermacht, als ob nichts gewesen wäre, dann hat sie einmal mehr nichts begriffen. Auch wenn das Thema Klimaschutz jetzt erst einmal an den Rand rückt, weil wir so massive und akute Probleme haben, bleibt es doch Tag für Tag drängend. Es liegt jetzt an allen zu schauen, was man anders gestalten kann. Jedes Orchester sollte prüfen, ob internationales Touring in dem Maße, wie es bisher üblich war, wirklich notwendig ist.«

Solchen Einsichten gehen meist besondere Erlebnisse voraus. Leander Hotaki erinnert sich an einen Spaziergang in seiner fränkischen Heimat und den Anblick eines verdorrten Sonnenblumenfelds. »Da lag eine riesige, schwarze, verbrannte Fläche mitten in dieser idyllischen Landschaft. Das wirkte geradezu apokalyptisch.« Nur zwei Monate später begann er mit der Planung klimaneutraler Konzerte und ging dabei ge-

neralstabsmäßig ans Werk. »Wir haben die Hamburger Klimaschutzagentur ›Arktik‹ beauftragt, alle Emissionen eines Konzerts zu messen. Die setzen sich aus drei Faktoren zusammen: der Location, dem Publikum und den Künstlern, die mit verschiedenen Verkehrsmitteln anreisen.« Also versucht Hotaki Einfluss zu nehmen auf den Stromverbrauch des Hauses, animiert die Besucher dazu, den öffentlichen Nahverkehr zu nutzen, und plant das Programm mit Künstlern, die lieber Bahn fahren als ins Flugzeug zu steigen oder zumindest zur CO₂-Kompensation bereit sind. Was in der CO₂-Abrechnung dennoch übrigbleibt, wird wie bei der Berliner Staatskapelle durch die Unterstützung von Klimaschutzprojekten ausgeglichen. So habe man in dieser Spielzeit schon 40 Prozent der Konzerte klimaneutral auf die Bühne gebracht.

Bei Künstlern und Konzertagenturen stößt der Veranstalter auf immer größere Resonanz. Und auch das Publikum hilft beim Klimaschutz, indem es Patenschaften übernimmt. Die Kunst bestehe auch darin, sagt Leander Hotaki, das Thema für jeden greifbar zu machen: »Wenn man erklärt, dass ein Konzert einen CO₂-Ausstoß von 27 Tonnen hat, den wir mit einem Klimaschutzprojekt in Panama neutralisieren, dann ist das wahn-sinnig abstrakt und weit weg. Um das nä-



Markus Bruggaier:

»Für ein Orchester ist es natürlich wichtig, international präsent zu sein. Dabei muss man aber genau überlegen, welche Konzerte wirklich nötig sind, wenn man dafür einmal um die Welt fliegen müsste.«



Alan Gilbert:

»Im Moment trägt jeder von uns dieses starke Gefühl in sich: Wir wollen etwas tun! Ich selbst versuche meinen Zeitplan neu zu gestalten. Nicht mehr so viel zu fliegen, mehr in der Nähe meiner Familie zu arbeiten.«



Vladimir Jurowski

will in Zukunft möglichst auf das Fliegen verzichten. Denn er befürchtet: »So wie wir mit der Natur verfahren, werden wir sie bald nur in Oratorien von Haydn oder anderen Musikwerken wiederfinden.«

her heranzuholen, bringen wir immer konkrete Vergleiche, indem wir sagen: Diese CO₂-Ausstoßmenge entspricht dem Volumen von 21 Freiburger Straßenbahnen oder zwei Dritteln unseres Freiburger Münsters. Ab sofort werden wir auch Projekte hier in der Region unterstützen, zum Beispiel zur Moorerhaltung. Damit das Thema einfach fassbarer wird.« Dabei bleibt die Programmplanung im Zeichen des Klimaschutzes eine Gratwanderung, die Hotaki neben beherzten Entscheidungen auch sehr viel Feingefühl abverlangt: »Im Zentrum steht für uns nach wie vor die künstlerische Qualität. Man geht ja auch ins Konzert, um für diese Zeit, wie Schubert mit den Worten seines Freundes Franz von Schober sagt, »in eine bessere Welt entrückt« zu werden. Insofern muss man aufpassen, dass man bei allem Einsatz für das Klima diese Karte nicht überreizt.«

Das Zauberwort lautet: »Kompensationsprojekt«

Tausende Straßenbahnen hätte man aneinanderreihen müssen, um das CO₂-Volumen des diesjährigen Bachfests in Leipzig darzustellen. Denn unter dem Motto »We Are Family« sollte es das größte Bach-Familientreffen der Welt

werden. 50 Bach-Chöre und Zehntausende von Fans aus allen Erdteilen wollten nach Leipzig pilgern, um ihrem Idol so nahe wie möglich zu sein. »In Sachen CO₂ wäre es natürlich ein Super-GAU gewesen«, gibt Intendant Michael Maul zerknirscht zu. Auch ihm liegt das Klima am Herzen. Wie es sich wandelt, bekommen er und seine Gäste mittlerweile hautnah zu spüren: »Als man 1999 das Bachfest in den Juni legte, galt das als eine Zeit mit sehr angenehmen Temperaturen: nicht zu kalt, nicht zu warm. In den letzten drei Jahren hatten wir während des Bachfests jedoch immer hochsommerliche Phasen. Ganz extrem war es 2018. Da waren sogar die beiden Hauptkirchen derart aufgeheizt, dass die Leute furchtbar schwitzten und jedes Programmbuch zu einem Fächer umfunktioniert wurde.« Also versucht Maul, das Klima zu schonen, so gut es geht. Mit dem Einsparen von Strom- und Benzinkosten, mit Caterern, die nachhaltig wirtschaften, mit Künstlern, die gleich mehrere Konzerte geben, wenn sie schon einmal vor Ort sind. Darauf zu setzen, alle Gäste vom Bahnfahren zu überzeugen, hat jedoch wenig Sinn, wenn 40 Prozent aus dem fernen Ausland kommen, die Hälfte davon aus Übersee.

Und so lautet das Zauberwort zur Rettung der Umwelt auch in Leipzig

»Kompensation«. Zur Wiedergutmachung des diesjährigen »Super-GAU« wurde beschlossen, direkt vor der Haustür, am Westufer des Störnthaler Sees, 130 000 Setzlinge zu pflanzen. Unweit jener Kirche, in der der Thomaskantor im Jahr 1723 die neue Hildebrandt-Orgel prüfte und mit der Kantate »Höchsterwünschtes Freudenfest« einweihete, wird auf einer Fläche von 29 Hektar in Bachs Namen ein Wald wachsen, der in naher Zukunft 290 Tonnen CO₂ im Jahr binden soll.

Dass das diesjährige Festival wegen Corona verschoben werden musste, bringt dem Klima zwar eine Atempause. Der Wald zu dessen Rettung soll trotzdem wachsen. Im Marathon der Corona-Krisenbewältigung und angesichts der Frage, wie die Finanzierung der Bäume gelingen kann, wenn viele der Spendenaktionen, die man sich für das große Familienfest ausgedacht hatte, nun ausfallen müssen, bleibt Michael Maul zuversichtlich: »Der Wald ist unser großes Kompensationsprojekt der nächsten fünf, sechs Jahre. Das Echo, das wir von allen Seiten bekommen haben, ist so positiv und ermutigend, dass spürbar ist: Wir haben wirklich einen Nerv getroffen.« Von der Stadt, den Sponsoren, den Künstlern und vom Publikum erfahre er viel Unterstützung.



Leander Hotaki:

»Nach Corona wird man fragen müssen, ob unsere globalisierte Welt so aufrechterhalten werden kann wie bisher. Wenn wir danach weitermachen, als ob nichts gewesen wäre, dann haben wir einmal mehr nichts begriffen.«



Michael Maul:

»Ich gebe mich nicht der Illusion hin, dass wir das CO₂ kompensieren, nur indem wir einen Wald pflanzen. Aber es ist ein nachhaltiger Lösungsansatz und ein so wichtiges Projekt, dass es lohnt, angepackt zu werden.«



Jacob Bilabel:

»Jetzt hat man noch die Chance, Leuchtturm und Pilot zu werden. Keiner bekommt Vorwürfe, wenn er etwas ausprobieren und dabei scheitert. Aber wenn man gar nichts macht, dann wird es irgendwann einmal eng.«

Und wenn die Bäume irgendwann groß genug sind, um Schatten zu spenden, dann können unter ihrem Dach, im Bach-Wald, sogar Konzerte stattfinden. So hofft der Festivalleiter darauf, »dass die Dienstreise, die Bach als Thomaskantor nach Störmthal gemacht hat, ein Ritual für uns alle wird«. Dennoch ist Michael Maul Realist: »Ich gebe mich nicht der Illusion hin, dass wir das CO₂, das durch die Anreise unserer Gäste und Künstler in die Luft gejagt wird, nur durch den Wald komplett kompensieren. Aber ich glaube, es ist ein nachhaltiger Lösungsansatz und ein so wichtiges Projekt, dass es lohnt, angepackt zu werden und laut darüber zu sprechen. Auch um möglichst viele andere zu animieren, es uns gleich zu tun.«

Wann war der beste Moment, sich ums Klima zu kümmern?

Die fantasievollen Einfälle, mit denen auch die weltweite Bach-Familie in den letzten Monaten dafür sorgte, dass sich das eigene Quarantänequartier in einen Konzertsaal oder eine Kirche verwandelte, haben den Wunsch verstärkt, Musik endlich wieder dort zu hören, wo sie gespielt wird. Keine noch so gute Übertragungstechnik kann das Live-Erlebnis ersetzen. Wer die Zeit der Krise, wie Herbert Blomstedt angeregt hat, »zum Nachdenken« nutzen möchte und nun überlegt, wie solche Live-Erlebnisse möglichst klimaschonend wahr werden, braucht das Rad nicht neu zu erfinden.

»Viele gute Ideen gibt es schon«, sagt Jacob Bilabel, der als Gründer der Green-Music-Initiative an einem Netzwerk bastelt, von dem auch Umweltschützer im Klassikbetrieb profitieren können. Der studierte Kulturanthropologe und ehemalige Manager von *Universal Music* und *Myspace* leitet in Berlin einen sogenannten Think-Do-Tank namens »Thema1«, der im Team mit Wirtschaftsingenieuren, Energieberatern, Umwelttechnikern und Umweltpsychologen beim klima-

freundlichen Denken und Handeln helfen möchte. Zu seinen Kunden gehören die Berliner Mercedes-Benz-Arena oder Großveranstaltungen wie der Eurovision-Song-Contest.

Warum in der Welt der klassischen Musik vielerorts noch »dröhnende Stille« herrscht, wenn es um Klimaschutz geht, erklärt Bilabel vor allem mit der hier grassierenden Furcht, sich angreifbar zu machen. Da das Reisen zum Kerngeschäft vieler großer Orchester gehöre, bestehe eine Scheu, an kleineren Schrauben zu drehen. Schließlich wolle man sich nicht dem Vorwurf aussetzen: »Aber ihr fliegt doch so viel.« Und deshalb geschehe dann oft lange gar nichts.

»Dabei gibt es so viele Möglichkeiten«, sagt Jacob Bilabel, der einen Sack voller Ideen gesammelt hat. »Die Riesenaufgabe, klimaneutral zu werden, löst man am besten, indem man sie in kleine Einheiten teilt und alle, die dazu beitragen können, mit einbezieht. Das kennen wir auch aus dem Sport: Fang nicht mit dem an, was am schwierigsten ist. Mach ein bisschen mit, und wenn du in anderen Sachen stark bist, dann schaffst du auch das und das. Fang nicht mit dem Dicksten an. Dann kann man erst einmal naheliegende Maßnahmen ergreifen, die gar nicht wehtun, die aber einen großen Unterschied machen. Wenn sich zum Beispiel das Müllaufkommen eines Orchesters in drei Jahren halbiert, dann ist das ein Riesenschritt in Richtung Klimaneutralität.« An wichtigen Hebeln könne man gemeinsam ansetzen und vom Wissen anderer profitieren. So gibt es Licht- und Tonanlagen, Kühlung und Heizung in allen Häusern, in denen Musik gespielt oder Theater gemacht wird. Und weil die wenigsten Kulturtempel über eigene Klimaabteilungen verfügen, arbeitet die Green-Music-Initiative an einem Netzwerk, das in Leipzig exemplarisch zum Ideenaustausch geknüpft werden soll. Mit einer reichen Kultur und unterschiedlichsten Akteuren auf kleinem Raum bietet die Musikstadt den idealen Startpunkt für einen Versuchsballon, in den alle einsteigen können, die kli-

mafreundliche Bühnen schaffen wollen und dabei Unterstützung brauchen.

Zwar haben die Coronaviren auch dieses Vorhaben ausgebremst und bleibt der runde Tisch zur Netzplanung vorerst leer. Aber der tatendurstige Denker von der Green-Music-Initiative weiß, dass die Zeit drängt: »Jetzt hat man noch die Chance, Leuchtturm und Pilot zu werden. Ich glaube, in wenigen Jahren wird all das nicht mehr freiwillig sein. Keiner bekommt Vorwürfe, wenn er etwas ausprobiert und dabei scheitert. Aber wenn man gar nichts macht, dann wird es irgendwann einmal eng. Es gibt diesen schönen Spruch: ›Wann war der beste Moment, sich um Nachhaltigkeit zu kümmern? Vor zehn Jahren. Und wann ist der zweitbeste? Heute!‹«

»Ein unheimlich tolles Zeichen«: Man kann was tun

Beide Momente hat Markus Bruggaier mit seinem Orchester des Wandels bestens genutzt. Dabei konnte er aus nächster Nähe erleben, was sich in den letzten zehn Jahren verändert hat. »In der ersten Zeit«, erzählt er, »da sagten noch manche: ›Mensch, Leute, das ist so tierisch, was ihr da macht. Da können wir sowieso nicht mithalten.‹ Unser Engagement wirkte offenbar eher demotivierend. Heute ist das völlig anders. Immer häufiger werden wir von anderen Orchestern angesprochen. Und so haben wir jetzt beschlossen, einen Verein zu gründen, der allen die Möglichkeit bietet, niederschwellig einzusteigen.« Ensembles, die sich bereiterklären, über ein Dezennium mindestens 1000 Euro im Jahr zu entrichten, können künftig Mitglieder werden im neuen »Orchester des Wandels Deutschland« e.V. Mit seiner Hilfe soll in Madagaskar ein noch größerer Orchesterwald wachsen und mit diesem auch eine Fülle neuer Ideen. »Wenn das funktioniert«, sagt Pilot Bruggaier, »dann könnten wir als Orchesterlandschaft ein unheimlich tolles Zeichen in der Welt setzen und zeigen: Man kann etwas tun.«